

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrow  
(Schluß.)

Uebermächtig wallte die Bewegung in Frau Ulrich auf, aber sie wußte, daß eine neue Aufregung den Armen auf der Stelle töten konnte. So bemühte sie sich, in möglichst heiterem Ton zu sagen:

„Ach, so wie ich sehen viele Leute aus. Ist es Ihnen nun recht, wenn wir Herrn Riethling, falls er kommt, gleich sagen, daß er auf Ruths Hand nicht mehr zu rechnen braucht?“

„Natürlich!“ murmelte er mit einer schwächlichen Handbewegung, die großartig aussehen sollte. „Ich wünsche ja durchaus nicht, meine Tochter zu einer Heirat zu überreden — sie hat ihr Lebenlang tun und lassen können, was sie wollte. Wir Amerikaner, wissen Sie, sind nicht so pedantisch wie die — deutschen — Eltern — oh — oh — was ist das nur wieder — ich glaube — ich tue besser — mich einmal erst gründlich auszuschlafen — dann werde ich wieder — bei Kräften sein — und Ihnen meine Maschinen — zeigen...“

Er sank zurück, und gleichzeitig ging wieder ein unheimlich rascher Farbenwechsel auf seinem Gesicht vor.

Ruth sah es und sank neben dem Bett in die Knie.

„Papa!“ rief sie. „Vater Papa, hörst du mich?“

Aber er streckte sich mit einem Ruck ganz lang aus, fuhr noch einmal hoch und griff an seine Kehle.

Ein kurzer Kampf noch, ein Köcheln, und dann — war es aus.

„August!“ rief Frau Ulrich, in bitterliches Weinen ausbrechend. „August, sieh mich doch noch einmal an! Ich bin es ja — Karolina — deine Schwester!“

Aber er hörte sie nicht mehr.

Nur Ruth hatte ihre Worte vernommen, und sie sprang auf, einen ersticken Aufschrei auf den Lippen.

Frau Ulrich streckte ihr die Arme entgegen.

„Nun weißt du es, Kind, liebes Kind, was ich dir vorhin sagen wollte. — Es ist wahr, ich bin deines Vaters Schwester, und nun sollst du an mir auch eine Mutter haben. Willst du das, mein Liebling?“

### 23. Kapitel.

Drei Stunden später traf Heinz Riethling ein.

Frau Ulrich ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst abzufertigen, und es war ihr eine innige Genugtuung, sein erschrockenes Gesicht zu sehen, als er in die Wohnstube eintrat und ihm hier sie selber anstatt Ruth gegenüberstand.

Sie hatte die Arme in die Seiten gestemmt. Für ihr Leben hätte sie das in diesem Augenblick nicht unterlassen können. Mit ihren großen, blauen Augen blickte sie den geschniegelten Wicht an, der sich fassungslos verbeugte.

„So, so, Herr Referendar,“ sagte sie, „Sie also sind es, der Herrn Stockton so freundlich unterstützen wollte? Den-

ken Sie bloß mal an! Unangenehm, nicht wahr, daß ich die Geschichte zu früh erfahren habe?“

„Gnädigste Frau,“ stammelte er, „ich weiß nicht, was man Ihnen erzählt hat. Aber daß ich Fräulein Ruth liebe — daß ich sie schon liebte, bevor sie in Ihr Haus kam, das will ich beschwören.“

„Schwören Sie lieber nicht — oder meinetwegen tun Sie es auch! Denn Ihresgleichen ist ja doch nicht zu kurieren, das gleitet auf dem schiefen Wege abwärts weiter — ganz totficher und unaufhaltbar. — Aber ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß mein Bruder jemand anders gefunden hat, der ihm helfen wollte. Er brauchte deshalb seine Tochter nicht zu einer Verlobung mit einem gewissenlosen Spekulant zu zwingen.“

„Gnädige Frau! Ich muß doch sehr bitten!“

„Was? Auch noch aufmucken wollen Sie? Hören Sie mal, da sind Sie an die Unrechte gekommen; das kann ich Ihnen sagen. — Machen Sie bloß, daß Sie hier schnell wieder fortkommen, sonst könnte die Auseinandersetzung mit Ihnen noch unangenehmer für Sie werden.“

Riethling, der kreidebleich geworden war, versuchte sich in die Brust zu werfen:

„Ich bin hierhergekommen, um mit Herrn Stockton zu reden.“

„Herr August Stock ist tot.“

„I — tot? D — das kann doch — nicht — stimmen...“

„Beruhigen Sie sich, es stimmt leider. Und Sie sind hier wirklich gänzlich überflüssig. — Nur einen Rat will ich Ihnen noch zum Abschied geben: Wenn Sie ein andermal Amtsgeheimnisse zu Ihrem Vorteil ausnützen wollen, dann fangen Sie es geschickter an. Und nun leben Sie wohl. Wir haben einander nichts mehr zu sagen.“

So endete Heinz Riethlings Auftreten in Dortmund und auch zunächst in Berlin. Denn er wollte lieber jetzt seine „Station“ bei der Behörde an einem Landgericht auswärts abmachen, zumal es ihm mehr als je an Mitteln gebrach, in gewohnter Form auf Kredit weiter zu leben.

Erst nachdem er abgefahren war, erzählte Frau Ulrich Ruth und Franziska von ihrem Testament und von dem indiskreten Gebrauch, den der schöne Referendar davon zu machen gedacht hatte.

Sie war mit Ruth zu Frau Sebius gegangen und blieb dort, bis das Begräbnis ihres Bruders in würdiger Weise vollzogen war.

Dann reisten sie zurück nach Berlin. Und jetzt erfuhr es jedermann, der im grauen Hause verkehrte, daß Frau Ulrich in Fräulein Stockton ihre leibliche Nichte zu sich genommen hatte.

Ruth fand auf ihrem Zimmer einen Brief von Therese, der kurz von dem zweiten Wiedersehen mit Rütow, aber auch von seinem großen Erfolge erzählte. Therese fuhr dann fort:

„Ihr Hermann sah vortrefflich aus, und er wünschte sehr, daß man Ihnen telegraphieren sollte, damit Sie die Freudennachricht schnell bekämen. Unser Oberstabsarzt

hat es an zwei Zeitungen telegraphiert, Sie werden es also lesen. Hier schreibe ich Ihnen endlich auch die genaue Adresse Kurov's an. Schreiben Sie ihm schnell und viel, Ruth. Er denkt ja an nichts weiter als an seine Braut! — Von mir ein andermal mehr. Ich fühle mich nicht ganz wohl. Hoffentlich habe ich nicht trotz alledem einen Typhuskeim erwischt — das wäre ein unheilvoller Tod! Aber letzten Endes dennoch auch ein Tod fürs Vaterland, also etwas Herrliches. Gott behüte Sie, meine liebe Ruth. Immer bin ich

Ihre Freundin Therese Berber."

Ruth stürzte in Frau Ulrich's Blumenzimmer, den Brief in der Hand.

"Tante, meine liebe Tante Karoline," rief sie, "ich habe Hermann's Feldadresse! Dies doch, welches Glück er gemacht hat! Ach, wie wunder-, wunder-, wundervoll ist das doch!"  
"Herrlich mein Kind! Aber wenn wir nur erst direkte Nachrichten von ihm hätten! Gerade in den letzten Tagen haben überall heftige Kämpfe stattgefunden."

Es war, als ruhten die blauen Augen bei diesen Worten wie prüfend auf dem zarten Mädchengesicht.

Ruth faltete die Hände und sprach ganz andächtig:  
"Er lebt, Tante Karoline. Er lebt ganz sicher. Er — er — muß leben! Denn sonst, siehst du, — sonst — stirbe ich ganz gewiß auch!"

Es klang so schlicht und innig überzeugt, daß Frau Ulrich den Ton tiefer, heißer Liebe klar herausklingen fühlte. Und sie war zufrieden, wenn auch nun Ruth vielleicht „aus Liebe leiden" mußte.

Sie saßen noch beisammen, ohne viel zu reden, nur in dem wohligen Bewußtsein, daß sie einander von Herzen verstanden. Da kam Gustav Berber aus der Fabrik herüber; es geschah zu einer so ungewöhnlichen Zeit, daß man nichts Gutes vermuten konnte.

Er hielt ein Telegramm in der Hand und reichte es schweigend Frau Ulrich hin.

Schwester Therese Berber schwer erkrankt. Sie brachte mit Sanitätshund den Unteroffizier Kurov, der schwer verwundet, in Sicherheit, liegt seitdem hoffnungslos an Typhus hier. Kurov nach Lanon Bazarett verbracht, wird, sobald transportfähig, nach Berlin kommen. Schwester Therese sendet letzte Grüße. Bazarettverwaltung zu L."

Ruth sah, daß ihre Tante erleichte und einen erschrockenen Blick zu ihr hinüberwarf.

Blickschnell stand sie neben ihr und griff nach der Botschaft.

"Er ist tot?"

Lautlos hatten ihre Lippen die Worte geformt, sie brachte keinen Ton aus der Kehle. Aber Frau Ulrich verstand sie doch, und laut rief sie aus:

"Nein, nein, er lebt — da sieh her — er scheint ja außer aller Gefahr zu sein, sonst würde man nicht telegraphieren, daß er nach Berlin soll. — Aber Therese — ach mein lieber, armer Berber!"

Sie drückte und schüttelte dem grauen, kleinen Mann die Hände und wollte ihn gar nicht loslassen. Bis er in seiner trocknen Art sagte:

"Ich war darauf gefaßt, Frau Ulrich. Was hatte sie in den Krieg zu ziehen."

Sein Vorwurf erleichterte seiner mitfühlenden Gönnerin sogleich das Herz. Gleichwohl wußte sie, daß Therese ihm nah gestanden hatte. Mit ihr verlor er die einzige Verwandte, die er in der Welt gehabt.

Ruth hörte und sah kaum, was um sie her vorging. Sie hatte ein Brausen in den Ohren und schwarze Wolken vor den Augen. Ein einziges Mal in ihrem Leben war sie vor Jahren ohnmächtig geworden — sie wußte, auf diese Weise kam es an, so kam es heran.

Aber sie wollte nicht ohnmächtig werden. Durchaus nicht. Und die zähe Willensanstrengung, die sie zwang, ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr körperliches Befinden zu lenken, half ihr über die ersten schreckhaften Minuten hinweg.

Als sie fühlte, daß es vorüberging, streckte auch sie Berber die Hand hin und mit tonloser Stimme sprach sie:

"Ich — ich verliere eine gute — gute Freundin in ihr. Es tut mir sehr weh, Herr Berber."

Er dankte ihnen beiden und stand noch eine Weile wie benommen still. Bis er wieder alltägliche Worte fand und sagen konnte:

"Das Telegramm ist gestern abend schon aufgegeben. Sie muß also jetzt tot sein. Es nützt nichts, hinzufahren.

Man wird sie dort wohl in Ehren begraben. — Soll ich mich erkundigen, wie es Herrn Kurov geht?"

Ja, das sollte er doch tun; es war auch eine Ablenkung für ihn. Und wenn es irgend möglich wäre, so wollten die Damen beide hinfahren und Kurov holen.

Nun, das war freilich nicht zu machen.

Nach stundenlangem Umherfahren und Befragen gelang es Berber, wenigstens Telegramme an die Bazarett absenden zu dürfen; das eine, um zu fragen, ob und wann Therese entschlafen war, das andere, um genaueres über Kurov's Verwundung zu hören.

Am nächsten Tage kamen beide Antworten.

Therese war schon am dem Abend verschieden, als man telegraphiert hatte. Der Typhus hatte sie bereits gepackt, als sie mit dem Hunde auf die Suche ging. Aber auch ohne diese übergroße, letzte Anstrengung wäre sie nicht mehr zu retten gewesen. Man hatte sie heute vormittag mit militärischen Ehren beerdigt.

Hermann Kurov hatte eine Kopfwunde, die sich als ungefährlich erwies; dagegen war die Kugel, die seinen linken Unterarm zerschmetterte, noch in die Rippengegend weitergegangen. Trohben, und trotz der hinzukommenden Quetschungen, die ihm das stürzende Pferd zugefügt, war er außer Lebensgefahr. Man würde ihn mit dem nächsten Lazarettzug heimschicken.

Ein dankbarer Tränenstrom brach jetzt aus Ruth's Augen. Sie hatte still und tapfer seit dem Empfang des ersten Telegramms kaum ein Wort der Klage geäußert, hatte mit noch vergrößertem Eifer in den Räumen des Erdgeschosses, wo die Verwundeten lagen, mitgeholfen und durch wackeres Verhalten der guten Frau Ulrich die höchste Bewunderung abgenötigt.

Aber diese hatte ihre kleinen Geheimnisse. Ganz hinter dem Rücken der Nichte fuhr sie in ihrem großen Landauer in der Stadt umher und ruhte nicht eher, als bis sie auf das genaueste erfahren hatte, wann und wo der „nächste Lazarettzug" nun eigentlich hingehen werde.

Er war nach Sachsen bestimmt, und man erwartete ihn in Dresden innerhalb weniger Tage.

Da kam Frau Ulrich zu Ruth in das Blumenzimmer und sprach gewichtig:

"Regimentsbefehl: Die Koffer werden noch heute gepackt, und Frau Ulrich nebst Adjutant fahren mit dem Nachmittagszug nach Dresden. Der Adjutant, auch „die blonde Drossel" genannt, hat die Trauerkleider für die nächsten Tage abzulegen, da Verwundete keine trübten Einbrüche empfangen dürfen. Frau Ulrich zieht das gute Schwarzatlasjose an — das heißt, nicht etwa auf der Reise, sondern in Dresden, wo wir verbleiben werden, bis wir den Verwundeten mitnehmen dürfen. Müdel, laß los, du erwürgst mich ja. Sieh mal an, so herzlich kannst du einen untkriegen? Na — nu mal fix an die Packerei. Du machst das viel schöner als ich."

Bläß war er noch, der Herr Ingenieur, der das Eiserne Kreuz mitbrachte. Aber seine Augen leuchteten wie Kornblumen, als Ruth neben seinem Lager auf den Knien lag und ihren schimmernden Kopf neben dem seinen in das Kissen drückte.

"Herz, mein Herz, wie bist du schön!" hatte er gleich nach der ersten Begrüßung ausgerufen. „Du bist ja in den Kriegsmoaten noch viel schöner geworden als vorher! Und gewachsen bist du auch!"

"Hoffentlich nicht nur äußerlich", sagte sie beschämt. „Hermann, was hast du nur gedacht, daß ich dir gar nicht schrieb? Ich wußte ja nicht, wohin!"

"Gedacht? Ach, Liebling, im Kriege hat man nicht viel Zeit zum Nachdenken. Aber wenn ich dennoch an dich dachte, so sah ich dich natürlich immer nur vor mir, wie du auf mich wartetest. Weiter hast du doch auch wohl nichts getan? So ganz innerlich, meine ich."

"Ach," seufzte sie, „ich habe weiter nichts getan als dich geliebt! Hermann — und jetzt habe ich eine Bitte an dich. Wirst du Ja sagen?"

"Wenn es keine Unmöglichkeit ist, dann gewiß."

"Nun, ich wollte dich bitten — wenn du nichts dagegen hast — und wenn du wieder gehen kannst — und wenn du auch dann vielleicht noch einmal in den Krieg mußt — ich wollte dich nur bitten, ob wir uns nicht recht bald — so bald wie es nur angeht — Kriegstrauern lassen könnten?"

"Ruth!"

Es war gut, daß er seinen rechten Arm ziemlich un-  
gehindert brauchen konnte. Er hielt sie umfangen, als wollte  
er sie jetzt gleich für immer an seine Seite fetten. Und da-  
zwischen stammelte er allerlei zärlisches Zeug, das nur für  
Ruth verständlich war.

Tante Ulrich kam nach einer Weile aus dem Nebenzim-  
mer herein. Diesmal stemmte sie nicht die Hände in die Sei-  
ten, sondern legte sie auf die beiden blonden Köpfe.

„Kinder,“ sagte sie leise, „im grauen Hause ist ja Platz  
für Euch beide. Und die Kriegstrauung soll stattfinden, so  
bald wir in Berlin angekommen sind.“

„Tante Ulrich,“ erwiderte Rürow, „Sie sind ein Brauch-  
kerl.“

Und damit hatte er ja auch recht.

— Ende. —

### Der Vertrag mit dem Tode.

Aus dem Kriegstagebuch seines Helten.

Von Max Treu.

(Schluß.)

Schon siehe ich neben ihm. Er zeigt mit der rechten Hand in  
den brüllenden Schlachtlärm vor uns.

„Sehen Sie dort drüben das einzelne Gehöft mit den blen-  
dend weissen Umfassungsmauern?“

„Ja wohl, Herr Major! Es liegt dicht vor der feindlichen  
Front!“

„Ganz richtig! Wie weit schätzen Sie die Entfernung?“

„Einen Augenblick schätze ich ab.“

„Etwa zweitausend bis zweitausendfünfhundert Schritt von  
hier aus!“ sage ich dann.

„Wird stimmen! Da drin ist eine ganze Kompagnie des 1.  
Infanterie-Regiments eingeschlossen! Sie können nicht heraus,  
weil die Franzosen vorhin bei ihrem Ansturm alle Ausgänge  
derart verbarrikadiert haben, daß keine Kugel hinein und hin-  
aus kann. Nun nimmt die Gesellschaft das verschlossene Gehöft  
unter schäweres Artilleriefeuer, wie sie selbst sehen!“

Ich nicde. Ich erkenne deutlich die einschlagenden Granaten.

„Die Kompagnie ist bis auf den letzten Mann verloren.“

„Säht der Major fort, wenn es nicht gelingt, sie aus ihrem Ge-  
fängnis zu befreien. Ich habe den Befehl dazu von der Division  
soeben erhalten. Nehmen Sie Ihren Bug und alles erforderliche  
Werkzeug, aber schnell, schnell! Dann im Lauffschritt nach dort und  
befreien Sie die Tapferen mit Art und Hader!“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Er reicht mir die Hand.

„Gehen Sie mit Gott! Es ist ein gefährvoller Auftrag —  
Sie haben das Eiserne Kreuz noch nicht — dort können Sie es  
sich holen: in dem Gehöft liegt es. Nochmals Gott befohlen!“

Schon zwei Minuten später sind wir unterwegs. Was die  
Weine halten und die Lungen hergeben, so schnell geht's vor-  
wärts. Die weissen Mauern des Gehöftes leuchten in der Sonne.  
Unmittelbar vor ihnen, so daß wir es, ehe wir heran sind, passie-  
ren müssen, liegt ein Stück freies Feld, an dessen rechter und  
linker Seite sich zwei große, fienartige Teiche weithin ausdehnen.  
Ueber dieses freie Feld, aus dem sich keine Menschenseele zeigt,  
müssen wir. Der Weg um die Teiche herum führt zu weit ab  
und, was das übelste ist, er setzt uns dem Bemerkwerden und  
dem Feuer des Feindes aus, während uns die hohen Mauern  
gute Deckung gegen Sicht und Schuß gewähren.

Also vorwärts — auf das freie Feld zu. Bald sind wir dicht  
davor, kein einziger ist zurückgeblieben. Die feindlichen Geschosse  
gehen alle über uns hinweg. Die Unkern im Gehöft scheinen zu  
erkennen, daß wir ihnen Hilfe bringen. Aus einer Tachlule  
heraus sehe ich zwei Köpfe emporragen und gleich darauf auch  
zwei Hände.

Aber, mein Gott, was ist denn das?

Diese Hände winken uns ab — gar kein Zweifel, sie winken  
„Zurück! Zurück!“

Ich kommandiere Halt. Nehme mein Feldglas vor die Augen:  
nicht der geringste Zweifel, sie winken „Zurück!“

Was hat denn das zu bedeuten? In ein Verständlichmachen  
durch die Sprache ist nicht zu denken — die Entfernung ist zu groß,  
der Lärm ringsum zu toll.

Und immer weiter, weiter winken die beiden Hände — Zu-  
rück! Zurück! Zurück! Das verstehe ich nicht. Indessen, mögen  
sie winken: ich habe den Befehl — und Befehl ist Befehl, also  
vorwärts.

Eben will ich rufen: „Vorwärts, Leute!“

Da fällt zufällig mein Blick auf den Erdboden, ein Duzend  
Schritte vor uns. — Das Wort erstarrt mir im Munde. Blässes  
Entsetzen faßt mich.

Die freie Stelle vor dem Gehöft ist ein Minenfeld! Deut-  
lich erkenne ich mit dem geübten Blick des Fachmanns die ver-  
derbenbringenden Satansapparate: sie sind offenbar in aller Eile  
und nach französischer Art ziemlich lieblich angelegt, sonst dürfte  
man sie nicht so ohne weiteres erkennen. Aber ihre Wirkung  
werden sie tun — wer sie berührt, ist ein Kind des Todes.

Jetzt verstehe ich jenes verzweifelte Winkeln.

Was tun, um Gottes willen? Hinüber können wir nicht —  
dann sind wir alle verloren. Die Minen zu beseitigen erfordert  
große Vorsicht, und Vorsicht erfordert Zeit, und die haben wir  
nicht. Ah! um den Teich herum — aber wohin kommen wir  
dann? Ist auf diesen Umweg das Gehöft überhaupt noch für  
uns erreichbar? Der Umweg entzieht sich von meinem Stand-  
punkte aus jeder Einsicht — wie, wenn wir dabei auf vor- oder  
zurückgehende Truppen stießen, zwischen die eingekesselt wir unser  
Ziel nicht erreichen, unsere Aufgabe nicht lösen könnten? Und sie  
muß gelöst werden, muß, muß, muß.

So jagen sich die Gedanken innerhalb von Sekunden in mei-  
nem Hirn, während mein Blick wie gebannt auf dem unheilvollen  
Minenfeld haftet. Und die drinnen im Gehöft, auf das Granate  
nach Granate niedersiehet, winken noch immer, winken, winken,  
winken.

Meine Leute verstehen den Aufenthalt nicht — staunend und  
fragend rufen aller Blicke auf mir.

„Herrgott im Himmel,“ stöhnt mein gequältes Herz, „tue ein  
Wunder!“

Da plötzlich — da steht er neben mir, der Mann jener düste-  
ren Stunde am Flußufer.

Und seine Stimme klingt an mein Ohr, wie damals, wie  
von weit, weit her:

„Hier bin ich! Was zauderst du?“

„Und du, was quälst du mich?“ will ich schreien. Aber keine  
Silbe findet den Weg über meine Lippen, Angst und Entsetzen  
schneiden mir die Kehle zu.

Küh, leidenschaftslos, wie ein sicherer Rechner das Ergeb-  
nis seiner Rechnung mitteilt, spricht er weiter:

„Erfülle den Vertrag, wie ich ihn erfüllte! Ich ließ dich  
leben — jetzt ist das Deine: schüde die andern über das Feld —“

„Versucher!“ flüschle ich.

Es leuchtet in den dunklen Augen, als er entgegnet:

„Kleinlich zu sein, überlasse ich den Menschen! Wer ich be-  
siehe auf meinem Schein! Schüde meine Leute über das Feld —  
sie sind mein, und wir sind quitt! Du aber bleib zurück, wirf dich  
platt auf den Boden, das Gewitter geht unschädlich über dich  
hin und Weib und Kinder werden nicht vergeblich auf dich  
warten —“

Ich sehe das Gesicht meines Weibes, sehe die braunen lach-  
enden Augen meines Jungen, und mein Mädelschen streckt lustig  
die Nerven nach mir aus. . . Und hinter mir sehe ich meine  
Leute: meinen braven Sergeanten Lehler, der neulich weinte  
wie ein Kind, als er einen Brief von zu Hause erhielt, unter  
welchem sein vierjähriger Junge ein paar unlesbare Krümel-Kranel-  
Buckelbäben gekripelt hatte — so rührte der Gedanke an das Heim  
den Vater; da steht mein tapferer Gefreiter Worrmann, der an  
jedem Abend das Bild seiner Braut verhöhlen läßt, ehe er  
sich zur Ruhe legt; da ist der Buntier Heim, der neulich, als  
wir seit 24 Stunden nichts mehr zu essen gehabt hatten, mir  
sein letztes Stückchen Brot aufschob: „Essen Sie man, Herr Leut-  
nant! Mir macht das bisschen Haager nichts — aber Sie sind  
das nicht gewöhnt, Ihnen tut er weh! Essen Sie man —  
's ist ganz sauber!“ Und da ist der treue Buntier Schmittke, der  
mich auf seiner Schulter durch den Fluß trug: „Wozu sollen  
Sie och noch naß werden, Herr Leutnant! 's ist ja genug, wenn  
ich mit der nasse Emolument Bekanntschaft mache!“ Und da  
sind die andern alle, treue, gute, liebe Menschen. . .

Und die soll ich

„Erfülle dein Versprechen!“ mahnte die fähle Stimme neben  
mir.

Noch immer sehe ich mein Mädelschen winkeln, meinen Jungen  
lachen, mein Weib zittern. . .

„Vorwärts!“ will ich rufen, aber das Wort erstarrt mir auf  
der Lippe.

„Das ist ja Mord!“ schreit es in mir.

Und neben mir steht der andere, der das Seine fordert. . .  
Da ist es mir, als ob etwas in mir risse, als ob eine  
Kraft frei werde, die ich bisher nicht gekannt. Was es ist, ich  
weiß es nicht; aber es ist etwas Starkes, Forttreibendes. . .

„Leute!“ rufe ich, und ich wundere mich, wie scharf und kalt  
meine Stimme klingt. „Alles sofort zu Boden werfen!“

Im Nu liegen sie platt auf der Erde.

Ich wende mich um, zu ihnen, sehe die treuen, guten Ge-  
sichter mich fragend anstarren — ihr Herz schlägt zu mir herüber,  
und jeder Schlag bedeutet unbedingtes Vertrauen zu ihrem Führer.

„Gebt acht!“ rufe ich wieder. „Ihr bleibt liegen, bis Ihr es  
knallen hört da vorn, — dann im Lauffschritt auf das Gehöft zu  
und Euren Auftrag ausgeführt, den Einschlossenen Luft ge-  
macht! Wenn ich nicht mehr da bin, hört der Zug auf das Kom-  
mando des Sergeanten Lehler —“

„Und grüßt mein Weib und meine Kinder!“ will ich hinzu-  
setzen. Aber ich sprech die Worte nicht mehr — schon eile ich auf  
die Minen zu. Jetzt erkenne ich deutlich den Kontakt, der sie  
untereinander verbindet — sie explodieren zugleich — ein Knall,  
und das Feld ist unschädlich gemacht.

Eine Sekunde überlegen, ob sie sich nicht auf andere Weise  
unschädlich machen lassen — vielleicht ja, aber es würde Zeit  
kosten, und die haben wir nicht. . .

Mit scharfem Schwert stößt mein Stichel an das Eisen. Wie eine Glocke klingt es.

Im selben Augenblick ein Knall.

Ein Durra klingt mir noch in den Ohren — dann weiß ich nichts mehr.

Ich liege im Lazarett. Soeben hat mich der Divisionskommandeur verlassen, der mir das Eisenerz Kreuz überbracht hat. Die Krone würde wohl sein auf einen Offizier, der in Erfüllung seines Auftrags sich in so heldenmüthiger Weise für seine Leute geopfert habe. Von allerhöchster Stelle sei besonderer Bericht eingeholt worden — Bour le merite oder so etwas schiebe in Aussicht zu stehen.

Ich werde ihn nicht mehr brauchen. Ich sterbe. Ich bin ein Krüppel, beide Beine sind mir adgerissen — ein Wunder, daß ich noch lebe. Tadellos habe ich im Hindämmern gelegen. Gesehen bin ich erst zu mir gekommen; mein braver Vezier erzählt mir alles. Kaum war die Wunde hoch, da waren die Wackeren schon am Geschloß, und wenige Minuten später hatten sie die Eingekerkerten befreit.

„Ich hab' ja so etwas geahnt, Herr Leutnant,“ sagte Vezier, „wie ich Sie so da sehen sah. Da kümmerte etwas nicht — das mußte ich!“

Kann erwaarte ich nur noch einen einzigen Besucher. Ich weiß bestimmt, er kommt.

Schon steht er neben mir.

„Folge mir!“ sagt er ruhig. „Die Stunde ist da — —“

„Ich weiß es! Ich bin bereit!“

Er neigt das Haupt, und an mein verdämmertes Bewußtsein klopft seine Frage:

„Fürst du mir, weil ich auf meinem Schein bestehe, weil ich dein Leben für die andern fordere?“

„Ja, ich sühne dir, denn ich lebte gerne! Und du reichst mich vom Leben!“

Da scheint die düstere Gestalt aufzuwachen ins Riesenhafte. Kaiserlich steht er da, der Herr der Welt, und in seinen Augen liegt ein süßes Leuchten, wie eine frohe Verheißung. Seine Hand fahrt nach mir, zieht mich vom Schmerzenslager empor, und mir wird frei und leicht, als wüßten mir Flügel.

Wie Glockenklang über freies Feld klingt seine Stimme:

„Hör deinen Jern fahren, du kleines Menschenkind — er ist ein Unrecht! Denn siehe, ich habe dich zu dem gemacht, was du nicht warst, zum Helden, und ich führe dich in die Unsterblichkeit! Komm!“

Hier endete das Tagebuch. Das Bataillon gab den Tod seines Offiziers bekannt: „Er starb als Held. Sein Name aber und seine Tat werden in der Geschichte des Bataillons unsterblich sein.“

**Vermischtes.**

\* Von Schwelgereien jetzt zu sprechen, kommt einer gemeingefährlichen Aufreizung gleich. Wenn wir es aber dennoch tun, so geschieht es, weil uns eine Skizze von Alexander Moszkowski dazu veranlaßt, eine Skizze, die den Titel führt: Schwelgereien von Anno Olim, und die in einer der neuesten Nummern (41) der illustrierten Zeitschrift Ueber Land und Meer (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) zu finden ist. Der Verfasser, der sich dabei auf den Zeugen Ritter Hans von Schwepfchen beruft, führt uns nach Böhmen, nach Krámmenau, wo ein vornehmer Herr, Wilhelm von Rosenberg, gerade seine Hochzeit rüstet. Nichts hindert uns, an der Tafel Platz zu nehmen und uns einer Speisefolge zu erwehren, die mächtigen annahmet und doch einwandlos wahr und wahrhaftig in lieblichen Reigen über die gebenedeten Fische marichierte. Schmalbrot zubereitet wurden: 113 ganze Dorsche, 98 Bildlauerweine, 40 837 Eier (ohne Eierkarte), 470 Hasanen, 3910 Rebhühner, 2292 Hasen, 162 Hebe, 246 Auerhühner, 22 687 Krammetsvögel, 370 Dänen, 2681 Schöpfe, 1579 Kälber, 421 Bratflammer, 600 indische Hühner, 3000 gemästete Kapuziner, 12 581 Masthühner und 2500 Küken, 3250 Stoppanspie, 15 800 Karpfen, 1844 große Hechte, 5 Tomen Kustern — und wir bemerken ausdrücklich, daß die Liste der Wohlgeschmäde von dieser einen Hochzeitstafel noch sehr viel weiter reicht, schier eine ganze Seite weit, in den Aufzeichnungen unseres Führers; alles hat seine historische Umrahmung und Ergänzung; das majestätische Schweinefleisch erweitert sich in Schinken und Spanjerfeln zu einem fetttriefenden Nahrungssystem von unübersehbaren Quantitäten. Dache, Kafe und Befe eilen den Hechten und Karpfen zu Hilfe. Korn- und Weizenbrot, aus 150 Muffern gebacken, liefern die Grundlage, Beize von Karriban und Konfekt krönen den Schluß, 2000 Fimer Ungarwein plätschert dazwischen und vermengen ihre Wogen mit unmenbaren Frühen anderer Getränke, und wir erfahren zudem, daß die Mahlzeit, zu der wir uns im Geiste einladen, einschließlich der Tafelbestimmungen, des Feuerwerks, der Mummerei, den Beizel des freigelegten Gastwirts nicht allzusehr strapaziert hat: Herr Wilhelm von Rosenberg hat für die ganze Herrlichkeit nicht mehr als 100 000 Taler ausgegeben! Ja, es scheint, daß in dieser Summe die 12 743 Taler für süßen Nach-

tisch schon mitgezählt waren; er muß für die Beschaffung der Hauptstücke entchieden besonders gute Quellen und Bezugsquellen gehabt haben. Aber seine gütigsten Sinne nach vergangenen Jahrhunderten auf die Weide schick, wird gut tun, ihnen den rechnenden Versuch als Begleiter mitzugeben. Und der wird sich erst allerhand Nothgen über die damaligen Marktweise einzufragen haben, bevor er sich an unmittelbare Vergleiche heranmacht. Unter den vorhandenen Merkmalen sei jene herausgegriffen, die noch ein wenig weiter zurückdatiert als jene reichlich versorgte Hochzeitsstafel, nämlich bis etwa in die Zeit des Konzils von Konstanz, von dessen leiblichen Bedürfnissen und Bestimmungen die Chronikenschröber so viel Erbauliches zu erzählen wissen. Damals galt ein Pfund Rindfleisch drei Pfennige, ein Pfund Lammfleisch 7 Heller, ein A 1 Heller, ein Hertig 1 Pfennig, ein Maß Rheinwein 20 Pfennige, ein Pfund Kalbfleisch 2, Schweinefleisch 5, die Maß Bier 2, ein Pfund Schmalz 6 Pfennige. Beim Einkauf lebender Schweine ging es nach Quartetten: vier Edgweine um 6 Pfund 20 Pfennige, das Pfund nach heutigem Reichsgeld zu 110 Pfennigen gerundet. Einen Ochsen konnte man um 12 Pfund haben, eine Milchkuh um 4 Gulden, eine Gans um 8 Pfennige; die Maß Branntwein galt 5 Pfennige, ein Malter, gleich 12 Scheffel Korn, ungefähr 4,5 Mark, ein Pfund Baumöl 10 Pfennige, das Pfund Butter — nicht ganz billig — 17 Pfennige, Zinnerhin sind solche Normen, als „Hochzeit“ betrachtet, durchaus geeignet, die Lober vergangener Zeiten zu tönernden Dymnen zu entflammen; und vollends, wenn man sich vergewissert, daß man beim Masseneinkauf noch weit besser fährt. Wer über einige Bestände verfügte, der konnte sich auf Dauer wohlthun versorgen; es liegen Kaufverträge vor: zwei Poststätten samt drei Gitterrädern für 90 Mark, ja Anno 1400 wurde ein ganzes Dorf, Volkmarthofen, mit Land und Leuten um weniger als 200 Gulden dem Bieter zugeschlagen.

**Büchertisch.**

— Aus der Arbeit des Theaterkulturverbandes. Die von Dr. Ernst Leopold Stahl in Verbindung mit Dramaturgen, Regisseuren und Kritikern herausgegebenen „Dramaturgischen Berichte“ haben eine freundliche Aufnahme und in Theaterkreisen volle Beachtung gefunden. Der nächste Spielwinter wird bereits praktische Ergebnisse dieser propagandistischen Arbeit zur Förderung dramatischer Dichter bekannt machen lassen. Die von der Geschäftsstelle des Verbandes (Hildesheim, Marktstraße 14) soeben versandte Nr. 2 der „Dramaturgischen Berichte“ bespricht 15 Werke für Freilicht-Theater. Nr. 3 wird Werke für die Weihnachtszeit enthalten.

— Dr. Adolf Köster, Wandernde Erde. Kriegsberichte aus dem Westen. Umschlagzeichnung von Karl Arnold. Preis gebunden 1 Mark 50 Pf., in Pappeband 2 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Köster läßt jetzt sein zweites Buch über den Krieg im Westen erscheinen. Seine Gestaltungskraft vermag es, jeden Kriegsschauplatz und jede Art des Krieges dem Zukunftsgelebenden unheimlich nahe zu rücken, sei es der atemlose Vormarsch durch Rumänien oder das zähe, stille Ringen im Westen. Das vorliegende Buch holt sich die Wochen heraus, da im Westen die Entscheidung zu fallen schien: die Kämpfe um Verdun und die Sommer Schlacht, auch, etwas zurückgreifend, die heißen Tage von Ypern und Yung aus dem Spätsommer 1916. Die im Westen kämpften und die wandernde Erde kennen, werden dies Buch lieben als künstlerisch gesteigerte Erinnerung ihres eigenen Erlebens, und den Zukunftsgelebenden ist es eine Brücke zu den Kämpfern.

\* Die Bürgerrechte des Ex-Baren. Die bürgerlich und militärische Stellung des Ex-Baren soll, wie V'Duenev sich aus Dassel melden läßt, jetzt endgültig geregelt werden. Danach sollen dem „Bürger Nikolaus Romanow“ die üblichen Bürgerrechte, auch das Recht der Wahl, zugesprochen werden. Hinsichtlich der militärischen Stellung des Ex-Baren besteht nach Mitteilung des Pariser Blattes der Wamsch, „zur Berücksichtigung der Öffentlichkeit den Obersten Romanow aus dem Dienste zu entlassen, ohne ihm aber ein Pensionierungsgehalt oder das Recht zum Tragen der Uniform zuzuerkennen.“ Damit würde, wie die Pariser nicht gerade liebenswürdig erklären, aus dem früheren Baren ein Oberst a. D. geworden sein.

**Unser Stolz.**

Als er in's feindliche Erste kam  
Gleich die Zweite in Empfang ihn nahm.  
Doch als ganzer Dritter so recht  
Zeigt sich der Ganze im tollsten Gesecht.

— Zt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Akrostichons in voriger Nummer:  
a. Grau, Sand, Aftern, Nagel, Bier, Ahe.  
b. Iran, Sand, Ostern, Nagel, Bier, Ode.  
Zion 10.